

Felicitas Hoppe/Andreas Gardt

Wörter finden – ein Gespräch

(Transkription von Tetiana Hanisch)

GARDT: Guten Abend, meine Damen und Herren. Ich begrüße Sie ganz herzlich zur heutigen Abendveranstaltung im Rahmen unserer lexikographischen Tagung. Ganz besonders herzlich begrüße ich Felicitas Hoppe. Schön, dass Sie bei uns sind.

[Es folgt eine Skizze der Biographie Felicitas Hoppes und ein kurzer Überblick über ihr Werk.]

HOPPE: Schön, dass Sie da sind. Vielen Dank, Herr Gardt, für die freundlichen Worte. Das ist doch eine ehrfurchtgebietende Halle, in der wir hier sitzen, förmlich umzingelt von Wörtern. Eigentlich sind ja alle Bücher, in denen Wörter stehen, Wörterbücher, und insofern sind meine eigenen Bücher auch WÖRTERBÜCHER. Und das hat mich entspannt, weil der Begriff des Wörterbuches natürlich einen spezifischen Raum öffnet, in dem ich nur in Maßen zuhause bin. Aber darauf kommen wir ganz bestimmt noch zu sprechen.

Ich habe mit großem Interesse Ihr Programm studiert, das Programm der Tagung, das beeindruckend und einschüchternd ist. Ich war jetzt nur bei dem letzten Vortrag zum Rechtswörterbuch da. Da einer meiner großen Träume war, Juristin zu werden, hat mich das natürlich besonders interessiert. Und vielleicht werden wir nachher ja auch über Fachwörterbücher sprechen. Denn von den Fachsprachen geht für Nichtfachler und -fachlerinnen natürlich eine ganz besondere Faszination aus.

Ich habe mich, nachdem Herr Gardt mich eingeladen hat, gefragt, „Was verschafft mir die Ehre?“, „Was hat es mit dem Wörterfinden oder dem Wörtersuchen auf sich?“ „Wer suchet, der findet“ ist ein Spruch, der sich nicht immer bewahrheitet. Manchmal ist es eher umgekehrt, dass nämlich, wer nicht sucht, umso reicher beschenkt wird. Das krampfhalte Suchen nach Wörtern führt in der Literatur meines Erachtens nicht unbedingt zu guten Ergebnissen. Aber auch dazu später.

GARDT: Frau Hoppe, benutzen Sie Wörterbücher?

HOPPE: Ich benutze sie, seit ich lesen kann. Und ich benutze sie genauso wie man alle möglichen anderen Bücher benutzt. Wenn ich ein Buch sehe oder mir ein Buch in die Quere kommt, hätte ich jetzt fast gesagt, dann neige ich dazu, es zu öffnen. Mein Verhältnis zu Wörterbüchern ist unkompliziert. Wörterbücher haben allerdings eine besondere Anziehung. Man liest ja dort keinen Text, sondern folgt zunächst der alphabetischen Ordnung, wie in einem Lexikon. Bei uns zu Hause gab's nicht besonders viele Bücher. Das heißt, als Kinder konnten wir da-

von ausgehen, dass die Bücher, die bei uns zu Hause standen, gelesene Bücher waren. Meine Eltern waren Flüchtlinge und fingen sozusagen bei Buch „EINS“ an. Und dann wurde langsam aufgestockt. Wörterbücher spielten damals noch keine so große Rolle. Aber ich weiß noch, was für eine große Stunde das war, als das erste Nachschlagwerk ins Haus kam. Ich glaube, das war „Der neue Herder“. Meine Eltern bekamen regelmäßig Bücher über den Herder-Ring. Und dieser „neue Herder“ war, glaube ich, sechsbändig. Das war eine große Sache, wenn mein Vater aufstand und sagte: „Wir holen mal den Herder und gucken nach!“. Ich erinnere mich vor allem an die Abwege, dass man, sobald man begann, in diesem Buch unterwegs zu sein, natürlich kein Ende fand und von Einem aufs Nächste kam. Eigentlich das klassische Wikipedia-Phänomen, das ich heute noch kenne.

Sie sehen, dass mein Umgang mit Nachschlagwerken, wozu ich auch die Wörterbücher rechne, ein ganz freier ist, ungelenk und wenig bedacht, also nicht systematisch. Wenn ich zum Beispiel in einem Wörterbuch oder einem Fremdwörterbuch nachgucke und irgendetwas suche, gerate ich grundsätzlich auf Abwege.

GARDT: Das mit dem Herder kann ich gut nachvollziehen. Wir hatten ein Brockhaus Konversationslexikon, in dem ich viel gelesen habe. Was mir ungeheuer gut gefallen und gut getan hat, war die Ordnung. Ein klares Ordnungsprinzip findet sich auch in Bildwörterbüchern, etwa für Kinder. Da sehen Sie zum Beispiel ein Bild, über dem steht „Die Backstube“. Auf dem Bild ist der Bäcker zu sehen. Neben ihm findet sich eine kleine 1, und auf der gegenüberliegenden Seite steht „1: der Bäcker“, dann „2: die Bäckermütze“ oder „die Teigschüssel“, und so weiter und so fort. Das ist alles, dort gibt es noch kein Raunen der Diskurse oder so etwas, da ist alles am richtigen Ort: Es gibt ein Ding und ein Wort dafür. Das hat etwas ungemein Beruhigendes. Die Struktur aller Wörterbücher, ob alphabethisch oder eine andere, hat so etwas an sich: Da draußen in der Welt kann geschehen, was will, hier ist es geordnet. Können Sie das nachvollziehen?

HOPPE: Absolut! Eines meiner großen Lieblingsbücher, das ich dann gestern tatsächlich noch einmal hervorgeholt habe in Vorbereitung auf den heutigen Abend, das ist ein mit Zeichnungen angereicherter Sprach-Brockhaus, den irgendjemand ins Altpapier tun wollte: „Jetzt brauchen wir den nicht mehr.“ Den habe ich natürlich sofort an mich genommen. Ich liebe dieses Buch bis heute. Und weil Sie die Ordnungen erwähnen: Es ist tatsächlich so, dass man sich wie in einem geschützten, weil scheinbar erklärten Raum befindet, der aber natürlich nicht viel erklärt, sondern Dinge darstellt. Ich habe dann gestern einfach die Probe aufs Exempel gemacht, nach diesem alten Brockhaus gegriffen und kam dann irgendwo bei „K“ an, zwischen „Klinke“ und „Klotz“. Und sofort öffnet sich der Raum in die Gegenständlichkeit von Sprache, die Bebilderung ist natürlich toll. Diese Konkretion. Es gibt nichts Beruhigenderes als die Konkretion der

Wörter durch Bilder, so einen kleinen Baumstamm, in dem eine Axt steckt, und da drunter steht dann „Klotz“.

GARDT: Sie sagten vorhin: „Man kann ja nicht in Wörterbüchern lesen.“ Jetzt haben Sie fast schon ein Beispiel dafür gegeben, dass Sie gelesen haben. Wir hatten heute einen Vortrag von der ehemaligen Direktorin der „Grimmwelt“ in Kassel. In dem Vortrag hat sie eine künstlerische Arbeit von Ecke Bonk erwähnt. Das war auf der documenta 11, die von Okwui Enwezor kuratiert wurde. Ecke Bonks Arbeit besteht daraus, dass nach dem Verfahren eines *random reading* – dies ist der Untertitel der Arbeit – das Grimm’sche Wörterbuch von drei CD-ROMs auf die jeweils gegenüberliegende Wand projiziert wird und ganz langsam abläuft. Da die Kasseler Sprachwissenschaftler ein Projekt zur documenta 11 hatten, war ich häufig dort. Und wenn man ab und an in den Raum kam, konnte man oft nach zehn Minuten, nach zwanzig Minuten, die gleichen Leute sehen. Sie haben sich regelrecht festgelesen in diesen Artikeln, fasziniert – bei einem Belegwörterbuch geht das ja umso besser.

Sie haben mir gestern etwas vom Bibelstechen erzählt. Darf ich die Zuhörer kurz fragen: Wer von Ihnen kennt das Wort „Bibelstechen“? – Jetzt bin ich beruhigt, denn ich kannte es nicht. Aber vielleicht können Sie dazu etwas sagen, Frau Hoppe. Das ist ja auch ein interessanter Zugriff auf ein Buch, zumal bei der Bibel. Aber das würde auch bei einem Wörterbuch funktionieren.

HOPPE: Das Bibelstechen funktioniert natürlich wunderbar auch beim Wörterbuch. Sie schieben Ihren Finger an eine Stelle, Sie schlagen auf und dort finden Sie die Lösung oder das, was Sie in dem Moment betrifft, und was dann für Sie eine quasi persönliche Aussage hat. Natürlich ein Zufallsprinzip. Ich denke viel über den Zufall nach und auch über den Zufall des Wörterfindens. Der Zufall ist ja ein sehr zwielichtiger Begriff. Ist das etwas Gutes oder ist es etwas weniger Gutes? Ist das unselbstbestimmt, zum Beispiel? Es ist natürlich überhaupt nicht unselbstbestimmt in dem Sinne, dass ich ja diejenige bin, die den Finger in das Buch steckt. Nun ist das bei Wörterbüchern heikel. Also, wenn ich weiß, ich will in die Mitte des Alphabets, dann werde ich meinen Finger vermutlich nicht zwischen die ersten Seiten stecken. Wenn Sie die Bibel gut kennen, können Sie das Ergebnis natürlich manipulieren. Sie wissen dann zumindest, ob Sie im Alten oder Neuen Testament landen. Also das kann man schon beeinflussen. Ich sehe in diesem Zufall auch einen Vertrauensbeweis. Ich glaube ja, dass Wörterfinden und Wörtersuchen und mit dem Material umgehen etwas mit Vertrauen zu tun hat. Also, im weitesten Sinn mit einem Glauben daran, das richtige Wort auch zu finden, also einem Wort zu begegnen. Aber dafür muss man natürlich ausgerüstet sein.

GARDT: Dazu hätte ich gleich eine Frage. Sie haben in einem Ihrer metaliterarischen Texte gesagt, es gebe eine von Schriftstellern höchst ungeliebte Frage: „Woher

bekommen Sie eigentlich Ihre Ideen?“ Mir ist sofort eingefallen, dass ich Sie fragen könnte: „Woher bekommen Sie eigentlich Ihre Wörter?“ Aber das tue ich gar nicht. Denn mir geht es um das Verhältnis zwischen Ideen und Wörtern. Bei einem Abbildverhältnis, als dem intuitiv naheliegendsten, würde man davon ausgehen, dass die Dinge unsereren Vorstellungen vorgegeben sind: Wir erkennen die Dinge und benennen sie dann. Auf Ihr Arbeiten übertragen, würde das bedeuten, dass Ihre Vorstellungen, Ihre Ideen, existieren und sich anschließend die Wörter einstellen. Aber alles, was Sie bisher geschrieben haben, deutet ja eher eine Verkehrung dieses Verhältnisses an: Sie finden Wörter und lassen sich von Ihnen leiten. Das machen Sie nicht immer so, aber immer wieder auch so. Ist das richtig?

HOPPE: Ja, das ist ganz genau richtig. Ich sollte an dieser Stelle erwähnen – und das deutet sich auch in dem Text hier im Hoppebuch an – dass das mit einem gewissen Sportsgeist und natürlich auch mit Spiellust zu tun hat. Wir haben das natürlich auch als Kinder gemacht. Also, dass man Bücher aufgeschlagen und auf Wörter gezeigt hat. Und dann hatte man fünf Minuten Zeit und musste dazu ein Gedicht schreiben. Bei uns war der Umgang mit Wörtern ganz stark spielerisch und sportiv grundiert. Und dann hatten wir unsere Uhr da liegen – also für die fünf Minuten. Das wurde auch strikt eingehalten. Man war diesem Wort ja gewissermaßen ausgeliefert. Man wollte ja gewinnen. Und am Schluss wurden die Gedichte dann auch noch censiert. Und ich glaube, dass es eine gute Trainingsform ist. Man holt halt aus jedem Wort auch das Beste raus. Es ist ja auch schön für die Wörter, dass es mich gibt (LACHEN IM SAAL).

Und umgekehrt ist es ein Gegenbeweis. Man glaubt ja immer, es gäbe für bestimmte Dinge die passenden Wörter. Das glaube ich überhaupt nicht. Das bedeutet auf Ihre Frage: Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie ich eine Idee habe, wenn ich keine Wörter habe. Was ist denn eine Idee, die noch nicht ausgedrückt ist? Die ist ja eigentlich nicht existent. Ich glaube, unsere Vorstellung, die Dinge zu trennen in das Denken, in das Sprechen, in das Schreiben ist eine ganz eigentümliche Trennung. Für mich ist der Vorgang physisch. Also die Begegnung mit den Wörtern, sie schreibend umzusetzen, und hinterher schaut man, was man da gemacht hat und staunt, dass sich dann wirklich etwas konfiguriert, was man vielleicht eine Idee nennen könnte. Und das geschieht einzig durch das ständige Tun.

Übrigens fand ich den Ausdruck „Nachschlagwerk“ immer toll. Als könne man tatsächlich etwas nachschlagen. Ja, man hat also die Vorstellung, das ist schon irgendwo und ich muss es nur nachschlagen und finden. Aber wie dieses Wort gelesen oder gefunden wird, das passiert ja zwischen mir und dem Wort. Nehmen wir zum Beispiel den „Leuchtpuck“, den natürlich nicht ich erfunden habe. Den gibt es wirklich. Wenn Sie ihn nachschlagen, wird Ihnen aber etwas völlig anderes mit dem Wort widerfahren als mir. Wenn ich jetzt versuchen wür-

de, zu erklären, warum dieses Wort mich ursächlich affiziert, dann ist das nichts Verbindliches. Das ist mein Umgang mit dem Wort; das hat sehr viel mit dem Klang zu tun. Und deshalb gibt es eine Art von Nachschlagwerken, denen ich immer ein bisschen abhold war, mit denen ich nie Umgang pflegen konnte. Das sind die sogenannten *Synonymwörterbücher*. (LACHEN IM SAAL). Die heißen ja dann auch noch: „Sag's besser.“ (SIE LACHT). Also diese Vorstellung einer Hierarchisierung. Lektoren haben ja auch diesen Hang: „Sie sagen da immer ‚er sagte‘, ‚er sagte‘, ‚er sagte‘. Schreiben Sie doch mal ‚er entgegnete‘“. Das macht die Sache aber nicht besser.

GARDT: Wissen Sie, was hier in meinen Notizen steht? Das Stichwort „*Synonymwörterbücher*“. Es sind zwei Fragezeichen dahinter. Ich habe mir überlegt, ob ich das überhaupt fragen darf: „Benutzen Sie auch *Synonymwörterbücher*?“ Ich habe den Eindruck, das ist ein bisschen so, als würde ich einen sehr renommierten Koch fragen: „Nehmen Sie auch ab und zu Knorr-Saucenwürfel?“ Damit sage ich nichts gegen *Synonymwörterbücher*: Zum letzten *Duden-Synonymwörterbuch* habe ich eine Einleitung geschrieben. (LACHEN IM SAAL)

Aber man denkt – jedenfalls stelle ich mir das so vor – dass jemand, der so arbeitet wie Sie, so souverän ist, auf kein *Synonymwörterbuch* zurückgreifen wird. Auch wenn es viele Situationen gibt, in denen man sich die Verwendung eines solchen Wörterbuchs durchaus vorstellen kann, habe ich vermutet, dass Sie eher nicht damit arbeiten.

HOPPE: Ja, aber damit da kein Missverständnis aufkommt... Also nicht, weil Sie jetzt verraten haben, dass Sie da das Vorwort geschrieben haben. Ich glaube, es ist nicht das letzte Mittel der Wahl, – also, nach dem Motto: „Mensch, jetzt hab ich das Saucenrezept vergessen, jetzt muss ich doch noch mal gucken. Das geht jetzt gegen meine Kochehre.“ – sondern, dass ich dem Prinzip irgendwie nicht traue. Natürlich, wenn ich das *Synonymwörterbuch* als eine Art von Organisation von Wortfeldern betrachte, oder sage: „Was gibt's da noch so drum rum?“ Man hat schon seinen Nutzen. Man kann auch dort Wörter entdecken!

Es gab mal den Film eines Kollegen, den man glaubte, beim Schreiben filmen zu können. Also, rührend, ja. (LACHEN IM SAAL) Da kommt ein Team und sagt dann: „Jetzt filmen wir mal, wie Schreiben geht.“ Der Film, der hätte auch „Wörter finden“ heißen können. Und dann sitzt dieser Kollege an dem Schirm und tippt. Und dann sieht man seine Hände in Großaufnahme. Und irgendwann kommt dann dieses Ding mit den Synonymen ins Spiel. Und dann denkt man: Das ist ja irre. Der Schriftsteller sitzt da, naja, und so im Schnitt zwei Stunden am Tag verbringt er damit, das richtige Wort zu finden oder das bessere Wort zu finden. Es mag sein, dass es Kolleginnen und Kollegen gibt, die so arbeiten. Ich arbeite so nicht. Also das würde mich vollkommen fertig machen. Mein Prinzip ist nicht, dass ich sage, meine Wörter sind die besten, aber ich muss unendlich viel

Zeit investieren, bis das richtige Wort vorbeikommt. So ist das bei mir mit allem. Wie ich vorhin schon sagte: Was sie suchen, finden Sie nicht!

GARDT: Wenn Sie schreiben und finden das richtige Wort nicht, kann man sich zwei Möglichkeiten vorstellen, die es auch im wissenschaftlichen Schreiben gibt: Man wartet und überlegt und überlegt und überlegt, steht auf, geht hin und her, und wenn einem dann das Wort einfällt, das man dann als das „mot juste“ empfindet, schreibt man es hin. Oder, die zweite Möglichkeit, man schreibt erst einmal etwas hin und bearbeitet es später. Welcher Typ wären denn Sie?

HOPPE: Also, ich bearbeite eigentlich in dem Sinn gar nicht. Mein Prinzip beim Schreiben ist das permanente Abschreiben. Ich fange bei dem Text immer wieder von vorne an und mache das dann so lange, bis das stimmt. Deshalb nutzt es bei mir auch nicht zu sagen, ich mache so eine Art *first draft* und dann lass ich das liegen und dann geh ich noch mal drüber und dann verbessere ich. Das funktioniert bei mir überhaupt nicht. Also, ich fange wirklich immer wieder beim ersten Satz an und schreibe mich dann voran. Deshalb entstehen meine Bücher eigentlich auch immer chronologisch. Also, es ist nicht so, dass ich sage: „Naja, dann mach' ich schon mal das dritte Kapitel und am Anfang besser' ich dann noch ein bisschen“, sondern es muss stimmen, bis ich dann weiterziehen kann. Das kann natürlich dauern. Ist übrigens auch ein sportliches Prinzip und ein sehr, sehr physisch-motorisches – es ist keine Gedankenarbeit.

GARDT: Lassen Sie mich vielleicht noch eine Frage zu einem Thema stellen, das Sie schon einmal angesprochen haben: zum Umgang mit Wörtern als Kind. Vorhin haben Sie auf den Klang von Wörtern abgehoben. Und ich kann mich auch noch genau daran erinnern, was passiert, wenn man als Kind ein bestimmtes Wort immer wieder sagt (HOPPE LACHT): Es verliert plötzlich seine Bedeutung. Das ist dann eine leere Hülse. Kennen Sie das auch aus Ihrer Kindheit? Und gibt es das auch, vielleicht nicht nur in Bezug auf den Klang, in Ihren Arbeiten, dass ein Wort Ihnen plötzlich nichts mehr sagt, und Sie sich kaltes Wasser ins Gesicht tun müssen, um da wieder herauszukommen, um ein Verhältnis zu dem Wort zu bekommen?

HOPPE: Also, das ist toll. Ich hab jetzt nur weggeguckt, weil ich das hier nämlich auch irgendwo stehen habe, so wie Sie mit dem Synonymwörterbuch. Jetzt finde ich es aber auch nicht mehr. Das hatte ich gestern notiert und habe gedacht: Wie verrückt. Das habe ich als Kind sogar exzessiv betrieben. Also das Wiederholen eines Wortes bis es seine Bedeutung verliert. Zum Beispiel: Tante, Tante, Tante, Tante, Tante und dann irgendwann hat mich das so fasziniert, dass das Wort sinnentleert war. Dass Wörter durch beschleunigte Wiederholung ihren vermeintlichen Sinn verlieren können. Dass dieser Sinn abhandenkommt oder sich in eine andere Funktion verwandelt. Also, Sprache hat ja auch die Funktion von Klang, von Rhythmus, und geht dann in etwas anderes über. Und so entsteht na-

türlich Nonsense. Als Kinder haben wir, also ich vor allem, was ich bis heute liebend gerne tue, exzessiv gereimt. Und das Reimen ist für mich bis heute eine der schönsten Ausdrucksformen. Das ist jetzt im täglichen Verkehr nicht so angezeigt, aber ich mache das manchmal trotzdem. Also, an gute Freunde schreibe ich dann diese gereimten Briefe. Und das geht dermaßen leicht von der Hand, vermutlich auch deshalb, weil sich damit das Wortspektrum natürlich einschränkt. Also, wenn ich davon ausgehe, dass sich am Ende der Zeile wieder eins einfinden muss, das reimt, dann hab ich eine Begrenzung, und dadurch hab ich eine klangliche und rhythmische Ordnung hergestellt.

Das heißt, der Umgang mit Wörtern wird ja nicht durch die Überfülle bestimmt, sondern auch durch die Beschränkung, also durch die Möglichkeit, mit einem bestimmten Fundus etwas zu machen. Und dadurch entsteht Schönheit. Schönheit entsteht nicht dadurch, dass ein Schriftsteller möglichst viele Wörter kennt. Man spricht ja von einem ungeheuerlichen Wortschatz, und das ist der Autor mit dem gigantischen Spektrum. Aber es gibt Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die mit einem begrenzten Repertoire sehr, sehr erstaunliche Ergebnisse erzielen. Das darf man auch nicht vergessen. Also, das bedeutet ökonomischer Umgang, nicht? Und man muss die Wörter auch gut behandeln. Ich meine, Wörter sind ja wie lebendige Wesen. Die muss man ein bisschen strengeln, füttern, bürsten, sonst rächen sich die Wörter. (LACHEN IM SAAL)

GARDT: In der Rhetorik gibt es Listen von Topoi, schon in der antiken Rhetorik, bei Quintilian, bei Cicero. Wenn ein Redner eine Anwaltsrede vor Gericht vorbereitet, dann kann er die Augen schließen und sich etwas einfallen lassen. Oder er geht die Topoi-Listen durch. Dort stehen wichtige Stichworte. Der Redner kann nach dem Leben des Angeklagten fragen, nach seinem Vorleben, nach seinen Eltern usw. Damit ist er nicht darauf angewiesen, sich die relevanten Themen auf gut Glück einfallen lassen zu müssen.

Weil Sie gerade vom Rhythmus der Sprache gesprochen haben, lese ich eine Passage aus „Johanna“ vor: „Doktor Peitsche, mein Vorbild. Schnelle Zunge, helle Stimme, schlagende Rede, biegsamer Gang. Ich bin längst verliebt, zwar ohne Titel, aber Spitznamen darf ich trotzdem vergeben, und er trägt seinen Namen mit Stolz, vielleicht auch aus Trotz, wie ein unerwünschtes Geschenk, mit dem der Träger den Schenker bestraft.“ In der Forschung ist dazu die Rede von Ihrer „lyrischen Sprache, die nicht nur mit offenen Symbolen und Metaphern, sondern auch mit alternierenden Metren, mit Alliteration, Assonanzen und Binnenreimen arbeitet.“ Gibt es irgendwelche Hilfsmittel, außer „So werde ich ein berühmter Autor“ (HOPPE LACHT), diesen Ratschlägen, diesen Büchern? Gibt es irgendein ernstzunehmendes Hilfsmittel, das Ihnen bei einer solchen Gestaltung helfen kann? Wo Sie sich zum Beispiel nochmal eines Metrums vergewissern, das Sie bewusst einsetzen wollen?

HOPPE: Also, das ist sehr schwierig zu beantworten, denn wenn ich sage „Es gibt nichts. Ich mache das eben so“, dann klingt das, als wollte ich die Auskunft verweigern. Aber ich verweigere sie nicht, genau wie ich auch gerne auf die Frage antworte, woher ich meine Ideen bekomme, weil ich glaube, man bekommt sie eben von den Wörtern. Auch das ist ein Verfahren, das schwer zu beschreiben ist, weil es viel mit musikalischer Technik zu tun hat, damit, überhaupt einen Rhythmus in einen Text hineinzubekommen. Ich sage ja nicht, ich möchte einen rhythmischen Text schreiben, sondern der Text gerät mir rhythmisch, weil ich ihn zu einer bestimmten Aussage bringen möchte. Also, das heißt, ich möchte Energie erzeugen. Und ich glaube, dass ein Text nur haltbar ist, wenn er einer Batterie gleicht. Er wird sozusagen energetisch gefüllt, und dann können Sie nur bestimmte Wörter benutzen. Bei mir spielt die Form eine größere Rolle als der Inhalt. Wenn es darum geht, dass der Rhythmus des Textes stimmt, damit er für mich haltbar ist, dann würde ich immer auf ein inhaltliches Detail verzichten. Ich würde auch gegen grammatischen Dinge in Maßen verstößen. Ich ändere in meinen Texten, innerhalb meiner Texte zum Beispiel permanent das Tempus, aber nicht, weil ich das so spannend finde, durch verschiedene Zeiten zu gestern, sondern ich bin oft gezwungen, das zu tun, damit der Rhythmus stimmt.

GARDT: Eigentlich wollte ich etwas fragen zum Benennen, zur Macht der Namen. Aber jetzt haben Sie so viel vom Deutschen gesprochen, dass ich etwas anderes frage. Ich habe einmal einen Sammelband zum Thema „Nation und Sprache“ herausgegeben. Da ging es um die Rolle der Sprache bei der Bildung von Identität – kultureller, politischer Identität. Ein Beitrag sollte „Deutsch schreiben“ heißen. Dafür hatte ich bei Günter Grass angefragt. Er schrieb mir aber, das sei nicht sein Thema. „Deutsch schreiben“ hatte ich in der zweifachen Bedeutung verstanden: Ist das Deutsche für mich nur Material – ich schreibe eben auf Deutsch anstatt auf Englisch – oder schreibe ich auch *als Deutscher*? Bei Ihnen verbinde ich das mit etwas anderem, mit Ihrem Wohnort. Sie wohnen im Kanton Wallis, in der deutschsprachigen Schweiz. Was Sie selbst sprechen und schreiben, nennen die Linguisten ein bisschen blass „Standardsprache“. Außerhalb des Fachs sagt man „Hochdeutsch“. Macht das etwas mit Ihnen, dass Sie umgeben sind von Leuten, in diesem kleinen Dorf, die alle Schweizerdeutsch sprechen? Hat das einen Einfluss? Sie schreiben ja auch in Berlin. Das stelle ich mir am anderen Ende des Spektrums vor, also nicht nur geographisch, sondern vor allem von der Sprechhaltung. Was hat es denn für einen Einfluss auf Sie, das Deutsche dort und da?

HOPPE: Ja, das hat einen großen Einfluss, vor allen Dingen zeigt es mir immer wieder, was ich als Defizit empfinde, wovon ich aber nicht genau weiß, ob es nicht genau das Umgekehrte ist, nämlich eigentlich mein großes Glück. Wenn Sie sehen, dass ich mir eine Traumbiographie erfinde, in der die Protagonistin mehrsprachig ist, also ihre Mutter spricht polnisch, ihr Vater deutsch und sie spricht

vielleicht vier oder fünf Sprachen, diese Felicitas – dann ist das natürlich Hoppe's Wunschdenken. Einer meiner großen Träume war, mehrsprachig zu sein. Ich liebe Fremdsprachen. Ich beherrsche einige, aber keinesfalls auch nur annähernd wie Deutsch, das ich ja auch nur annähernd (LACHT) beherrsche. Und so weiter und so fort. Überhaupt der Begriff der Beherrschung einer Sprache ist ja befremdlich, also der Ausdruck „Ich beherrsche Deutsch“. Das Deutsch beherrscht mich. Und das ist nicht immer so angenehm. Das heißt, ich bin schon von anderen Sprachen umzingelt. Ich habe ja auch im Ausland studiert. Das Englische ist mir sehr geläufig. Ich schreibe auch in anderen Sprachen. Ich schreibe regelmäßig auf Englisch. Und mein großer Traum, das darf ich hier vielleicht mal öffentlich sagen, war ja immer einmal ein Buch in einer anderen Sprache zu schreiben, weil mich das von der Last des Deutschen befreien würde.

Deutsch kann ich relativ gut. Aber ich merke, wenn ich in einer anderen Sprache schreibe, dass ich mir Dinge traue, die ich mir in meiner eigenen Sprache nicht traue, weil mein Umgang mit den Wörtern und Dingen dann ungenierter ist, ein potentiell naiver, so wie damals, als ich anfing zu schreiben. Ich schreibe ja, seit ich sieben bin. Und was waren das für herrliche Zeiten! Ja! Wo man sich noch traute, ein Wort wie „Hase“ zu benutzen, oder „Reh“ oder „Wald“ oder so. Das war ja alles unkompliziert. Und in einer fremden Sprache geht das. Und dann ist das natürlich so: Ich halte mich sehr gern in Räumen auf, wo ich gar nichts verstehe. Ich bin zwar seit 15 Jahren regelmäßig auch im Wallis und würde sagen, das Walliser Deutsch, ich weiß schon, wovon die Leute reden, aber es gibt auch Momente, oder Tage, das hängt von der Tagesform ab, an denen ich das Gefühl hab, ich verstehe gar nichts. Und in dem Nichtverstehen von Wörtern liegt eine große, große Beruhigung. Dazu braucht man ein gewisses Selbstbewusstsein. Aber dieser Friede, der sich über einen legt, wenn man sich in einem Ambiente befindet, wo man eigentlich nicht genau weiß, was gesagt wird und sozusagen jeder Pflicht ledig ist, auch der Pflicht, verstehen zu müssen. Man muss auch nicht kommunizieren und zugleich kehrt man zu dem Urzauber der Wörter zurück, die man zum ersten Mal trifft und denkt: Was ist das denn?

Das hat sicher auch mit meinem Katholizismus zu tun, also viele Jahre in Kirchen abgesessen – hätte ich jetzt fast gesagt (LACHEN IM SAAL) – und in Zusammenhängen, wo man Dinge gesungen und gesprochen hat. Man darf das ja nicht vergessen. Da sprach man ja als Kind dann potentiell Latein, ohne es zu beherrschen. Und im Grunde ertappte ich mich immer wieder dabei, dass ich diesen Zustand, also eines unschuldigen Verhältnisses zu Wörtern, ganz gern mal wieder hätte. Und doch weiß ich natürlich, dass ich nur in dieser von mir sehr geliebten deutschen Sprache bestimmte Dinge ausdrücken kann, weil sie einen Reichtum und spezifische Schönheiten hat. Es ist halt wie mit allem, was man liebt, ich meine, man kann nicht alles haben. Das Deutsche hat seine hässlichen Seiten, aber es gibt unglaublich schöne Dinge, wie diese herrlichen Komposita, wie eine spezifische Form von Komik, von der ich behaupte, dass man sie, oder dass ich

sie natürlich nur im Deutschen erzeugen kann. Ich sehe ja, wie anders die Texte sind, wenn sie übersetzt sind.

GARDT: Vielleicht noch mal kurz zu dem Begriff des „Benennens“. Sie sagten: „Das Benennen ist immer noch eine Machtfrage.“ Ja. Also, ein Topos in der Sprachphilosophie ist, dass die amorphe Masse der Wirklichkeit gegliedert wird durch den Benennungsakt. Erst dann habe ich einen kognitiven Zugriff auf das Ding: Das nenne ich „Busch“, das nenne ich „Baum“, das nenne ich „Tulpe“, das nenne ich „Nelke“. Dann habe ich die Sache sozusagen verortet. Leibniz sagt: „Wörter sind Rechenpfennige des Verstandes“. Ohne sie sind mir die Dinge nicht verfügbar. Sie selbst haben eine Passage mit dem schönen Wort „Auctoritas“ übergeschrieben. Das hebt ja auch auf das auktoriale Schreiben ab. Jedes Schreiben, jede Geschichte, wo und wie auch immer sie erzählt wird, beginnt mit demselben Behauptungsges-tus: Jeder, der schreibt, will etwas sagen, behauptet damit Autorität. Sie setzen etwas. Sei es nun das einzelne Wort, indem Sie etwas benennen, oder sei es eine Aussage, indem Sie Wörter kombinieren. Sie setzen etwas und schaffen damit etwas. Das ist so etwas wie ein „ego autem dico“ – „Ich aber sage!“. Da draußen mag es Gewimmel geben – ich aber sage.

Wie passt das zu dem, dass Sie immer wieder darauf hinweisen – oder nicht eigens darauf hinweisen, dass aber immer wieder deutlich wird, dass das, was da steht, auch vielleicht ganz anders gemeint sein könnte? Dass es verschiedene Ebenen von Wirklichkeit gibt? Das Traumhafte, dieses Verspielte, ist das nicht das Gegenteil von „Ich aber sage“? Auch die Kritik weist immer wieder darauf hin, dass Sie diese Doppelbödigkeit erzeugen: Man soll dem nicht trauen. Ist das jetzt ernst gemeint? War das jetzt Kanada oder nicht? Und so weiter. Wie verbindet sich das mit dem Geltungsanspruch?

HOPPE: Das ist ein scheinbarer Widerspruch, glaube ich. Also die Setzung, die ja eine ganz vitale Existenzbegründung ist: „Da bin ich, ich erzähle euch etwas, ich sage etwas. Ich wähle die Worte, und ich mache diese Setzungen.“ Das heißt, ich bin in dem, was ich sage, präsent und ich meine es auch so. Und in dieses Tun nehme ich zugleich das Wissen mit hinein, dass dies nur eine von vielen Möglichkeiten ist. Das macht diese angebotene Möglichkeit aber nicht betrügerisch. Also, das heißt nicht, ich enthalte euch das richtige Wort vor, und haha, ich tu nur so, also die Spielerei im Sinne von „Jemanden an der Nase herumführen“, sondern sich für eine Sache wohlwissend entscheiden, wohlwissend, dass man sich auch anders entscheiden könnte. In diesem Sinn bin ich eine geradezu fanatisch wahrhaftige Autorin. Ich meine, was ich sage. Und das macht für mich das Schreiben so entsetzlich schwierig und manchmal auch quälend. Und das kann sich dann auch auf den Lesenden übertragen (LACHT), dass mir klar ist: Ich kann ja die Dinge nicht darstellen wie sie sind, weil ich sie nicht erfassen kann.

Jede Benennung ist eine kurzfristige. Es ist natürlich eine Ermächtigung. Es ist ein Herrschaftsgestus. In meinem Buch „Verbrecher und Versager“ geht es

um Weltreisende. Es geht um die große Zeit der Botaniker, der Sammler, der Humboldts und all ihrer weniger bekannten Kollegen. Es geht immer nur um die Benennung der Welt. Und die Benennung der Welt ist eine Unterwerfung. Und derjenige, der das Vorrecht hat, den Namen zu geben und die Dinge sozusagen unter die Knute seiner Begriffe zu stellen, ist natürlich auch derjenige, der kurzfristig zumindest das Sagen hat. Wir sagen ja: „Er hat das Sagen!“ Und die Dinge könnten anders heißen und heißen vielleicht auch morgen anders. Dieses Bewusstsein läuft beim Schreiben mit, aber macht den Versuch nicht weniger gültig.

GARDT: Ich hätte noch zwei Fragen. Die eine, da gebe ich Ihnen das Stichwort „Fachsprachen“.

HOPPE: Ja.

GARDT: Das scheint Sie nämlich zu begeistern.

HOPPE: Das begeistert mich, weil das der Spiegel meiner eigenen Naivität ist, meiner profunden Unkenntnis auf so vielen Gebieten. Das heißt, dass für mich Dinge, die ich nicht kenne, anziehender sind. Und es gibt da natürlich noch einen Aspekt. Wir sprachen gestern am Telefon kurz über Haltungen, also welche Haltung nehmen wir zu Dingen ein und wie bestimmt das unser Verhältnis auch zu den Wörtern? Wenn ich Wörter aus ihrem Kontext, aus ihrem Gebrauchskontext herauslöse, entwickeln sie natürlich eine andere Dynamik, einen anderen Reiz und vor allen Dingen einen anderen Grad von Poesie. Das finde ich interessant. Wörter, die auf mich poetisch wirken, wirken auf den, der mit ihnen umgeht nicht im Geringsten poetisch. Oder es sind keine poetisch veranlagten Menschen.

GARDT: Gestern hatten sie ein Wort aus dem Schifffahrtsbereich.

HOPPE: Ich bin ja vier Monate zur See gefahren, vor zwanzig Jahren, und war natürlich völlig affiziert und begeistert von dem, was mir entgegenkam. Da gibt es ja all diese Handreichungen, Seemannsbücher, wo man sich mit Leidenschaft zum Beispiel Seemannsknoten anguckt und weiß (LACHT), man wird nie in der Lage sein, die zu knüpfen. Die haben alle bestimmte Namen. Und dann gibt es zum Beispiel auf einem Schiff ein Schanzkleid. Und dann liest man in einem alten Bericht, die Matrosen schließen im Schanzkleid. Allein durch diesen Begriff des Schanzkleides öffnet sich natürlich eine Welt. Man kann sich ganz viel darunter vorstellen.

Oder ein anderes Beispiel: Hier auf der Tagung wird ja auch über das Mittelhochdeutsche Wörterbuch gesprochen. Diese ganze Welt des Mittelalters, aus der ich mich schreibend bediene. Ich habe ja einen Ritterfaible. Und wenn Sie in diesem Umkreis suchen, oder das Ungeprüfte übernehmen von Wörtern aus dem Mittelhochdeutschen ins Standard- oder Hochdeutsche, dann stößt man auf

wunderbare und wunderliche Dinge. In meinem Roman „Paradiese Übersee“ gibt es zum Beispiel ein Wort, in das ich bis heute verliebt bin. Das ist der sogenannte „Waldverschwender“. Da hieß es dann irgendwo: „Typische Hoppe-Erfindung, der Waldverschwender!“ „Waldverschwender“ war aber de facto ein klassischer Vorwurf an die Ritter. Sie galten als Waldverschwender, weil sie für ihre Turniere so unendlich viel Turnierholz gebraucht haben – für die Lansen. Und solche Sachen sind wunderbar. Die kann man sich gar nicht ausdenken.

Da kann man die Fachsprachen natürlich unendlich ausbeuten. Das heißt, das Sich-Wörter-Ausdenken, das ist mir ganz fremd. Wir sind ja schon umzingelt von tollen Wörtern. Und im Grunde blühen sie ja auf durch die Kontextualisierung, also je nachdem in was für einen neuen Kontext ich ein bestimmtes Wort stelle. Damit sind wir wieder beim Bibelstechen. Man macht das Buch auf und löst es sozusagen aus der Gefangenschaft des Alphabets und setzt das Wort an eine neue Stelle und plötzlich fängt es an zu leuchten.

GARDT: Wie der Puck.

HOPPE: Wie der Puck, (BEIDE LACHEN), der berühmte Leuchtpuck.

GARDT: Frau Hoppe, Sie kommen hier nicht raus, ohne irgendwas, ein Minimum wenigstens, zur *Political Correctness* gesagt zu haben. Mir fiel auf, dass Sie in einem Ihrer Texte, einer Poetikvorlesung, „Leser“ und „Leserinnen“ verwendet haben. Mir fällt gleichzeitig auf, dass uns das, wenn ich es nicht überlesen habe, in Ihrer Literatur nicht begegnet. Warum? Warum nicht? Warum das eine und nicht das andere? Versuchen Sie keine Position bei mir herauszulesen (BEIDE LACHEN). Die Frage ist ja direkt an Sie gestellt.

HOPPE: Ich halte ja viele Vorträge. Und da stellt sich die Frage: Wie spreche ich Zuhörerinnen und Zuhörer an? Ich habe dann irgendwann gedacht, jetzt probierst du das mal aus. Also, am Anfang habe ich nur die einfache Form benutzt, einfach von meinem ästhetischen Empfinden her. Mittlerweile habe ich mich an manches gewöhnt. Und dann habe ich angefangen, Mischformen zu entwickeln – im Vortrag. Es ist ja ein ganz großer Unterschied, ob ich schreibe oder spreche. Im Sprechen mische ich. Manchmal lasse ich es weg. Darüber könnten wir übrigens lange reden, über gesprochenes und geschriebenes Wort, auch was die Benutzung der Wörter betrifft. Dass das Schreiben etwas ganz anderes ist. In einem literarischen Text fällt mir das Gendern wahnsinnig schwer, weil für mich das Primat natürlich die Form ist, der Klang und der Rhythmus. Gendern ist ein unendlich ineffizientes Verfahren. Es raubt Platz. Es raubt Zeit, Sprechzeit, Schreibzeit, usw. Es sieht einfach nicht gut aus.

Das ist mein ästhetisches Empfinden. Und natürlich bin ich unter Druck und versuche, mich den Gegebenheiten oder Gegebenheiten anzupassen. An die Wirksamkeit des Verfahrens glaube ich nur in Maßen. Das ist für mich noch nicht erwiesen. Aber ich habe mich jetzt eigentlich schon relativ dran gewöhnt.

Wobei es beim Gendern Momente von Übertreibung gibt, die Formen des Slapsticks annehmen. Vor kurzem habe ich gedacht, ich rudere wieder komplett zurück und mache es einfach so wie früher. Da ich ja nun eine Frau bin, dachte ich, vertritt deine Sache durch deine Person, indem du da bist. Die Diskussion ist noch nicht ausgestanden. Und Sie werden damit viel mehr Probleme haben als ich, als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler und als Hersteller von Werken, Büchern, Nachschlagewerken. Es betrifft ja auch das Internet, über das wir noch gar nicht gesprochen haben. Und da muss ich sagen, haben wir's als Schriftstellerinnen und Schriftsteller natürlich noch halbwegs gut, weil wir immer so tun können, als wären wir frei. Aber das ist ja auch auf dem Rückmarsch. Es ja nicht so, dass die Freiheit der Kunst besonders im Vordergrund steht. Eigentlich ist man als Schriftsteller ja auch Aktivist heute, besser gesagt: Aktivistin. Der Trend geht dahin. Und alles, was wir tun, was wir dichten, was wir sagen, ist ein Statement, das natürlich gegen uns verwendet werden kann.

GARDT: Das betrifft uns auch in der Tat. In der Deutschen Akademie ist das auch ein Thema, wie man mit dem Gendern umgeht. Es gibt eine Stelle, um die Brisanz noch etwas zu steigern, da geht es um „Negerkönig“ versus „Südseekönig“.

HOPPE: Südseeprinz, glaube ich, oder so ähnlich.

GARDT: Also, es geht um diese Stelle in Pippi Langstrumpf. Und es geht um Preußlers „Zehn kleine Negerlein“. Sie sagen, es ist falsch, das zu ersetzen. Dann schreiben Sie aber: „Bei mir tauchte das auch auf in einem Kinderbuch“, wenn ich mich nicht irre. Ich habe die Stelle nicht mehr präsent. Und da heißt der Negerkönig „Negerkönig“, aber natürlich als ‚korrekt‘ gebrochene Figur. Jetzt bin ich mir nicht sicher, wie ich das zu verstehen habe. Das kann so sein, als hätten Sie gedacht: „Ich habe zwar das Wort verwendet, aber selbstverständlich kann man das heute nicht mehr so verwenden, deswegen muss die Figur gebrochen werden.“ Oder Sie sagen: „Ich habe das verwendet und damit komme ich natürlich nicht durch heutzutage. Also habe ich die Figur halt gebrochen. Weil man das heute eben so machen muss.“ Muss man es wirklich brechen, wenn man das Wort noch verwendet? Die Figur brechen, um auszugleichen, dass Sie den Namen verwendet haben, „Negerkönig“, oder könnten Sie sich das auch so vorstellen? Insofern ist das auch für Sie brisant, eine Entscheidung zu treffen.

HOPPE: Ich glaube, damit sprechen Sie ein extrem schwieriges Feld an, weil es natürlich unser Schreiben weit darüber hinausgehend betrifft. Und darüber wird wenig gesprochen. Wenn ich den „Negerkönig“ aus Pippi Langstrumpf nehme, das ist ein völlig überschaubares Problem. Ich kann darüber streiten, ob ich da eine Fußnote mache oder ob ich das umbenenne. Ich kann darüber sprechen, ob ich das überhaupt vorlesen darf oder ob ich das überhaupt publiziere. Ich habe gerade ein Vorwort für ein Märchenbuch verfasst: „Grimms Märchen für Heldinnen von heute und morgen“. Da geht's dann, wie schon der Titel suggeriert, der üb-

rigens nicht von mir ist, was vorbildhaft ist und was nicht. Da brauchen Sie nur die Grimms zu lesen und Sie merken natürlich sofort, dass Sie hier im Sinne eines ungebrochenen *role models* nicht ohne Not fündig werden. Stattdessen stellt sich die Frage: Will ich ein *role model* oder will ich die wirkliche Welt?

Natürlich würde heute niemand eine Geschichte schreiben, in der ein „Negerkönig“ eine prominente Rolle spielt. Das wäre absurd, bestenfalls eine Parodie. Wogegen ich allerdings strikt bin, und dahinter gehe ich keinen Schritt zurück: Man kann Texte, die vorliegen, die da sind, mit denen wir umgehen, nicht umschreiben! Ich kann mich von ihnen fernhalten. Ich kann sagen: „Ich lese sie meinen Kindern nicht vor.“ Aber sie müssen zugänglich bleiben. Man kann ihre Existenz nicht verleugnen. Sie sind in Bibliotheken zu haben. Jeder möge entscheiden, wie er damit umgeht. Die Vorstellung, etwas historisch Vorhandenes, einen literarischen Text, umzuschreiben, ist so absurd wie die Geschichte selbst umzuschreiben, die wir natürlich auch permanent umschreiben. Nichts ist auf ewig gesetzt!

Damit komme ich, wenn das erlaubt ist, zurück zu meinem eigenen Werk. Ich habe vorhin meine „Verbrecher und Versager“ erwähnt. Da geht es um Reisende durch die Jahrhunderte. Beginnend mit Georg Meister, der übrigens ein wunderbares Lexikon über die Seemannssprache auf seiner Reise verfasst hat. Eins der ersten japanischen Wörterbücher. Wenn Sie dieses Buch nehmen und auf seine potentielle politische Inkorrektheit untersuchen, kämen Sie zu hoch interessanten Ergebnissen. Wenn ich also nicht davor zurückscheue, und das tue ich auch in dem Hoppebuch nicht, mich darauf zu befragen: „Was tust du dort? Welche Wörter benutzt du? Mit welchen Themen gehst du um? Wie bedienst du dich aus der Geschichte von Hahndorf bis sonstwo?“ Wir leben heute in den Zeiten des sogenannten Postkolonialismus. Das ist ein großes Thema. Wenn Sie die historischen Romane, die auch heute noch groß im Schwange sind, etwas genauer anschauen, werden Sie feststellen können: Der Gestus, mit dem erzählt wird, ist zwar ein anderer. Aber das exotische Potential, was diesen Büchern ihre Leser verschafft, und jede Menge Leserinnen wahlgemerkt, ist selbstverständlich genau dasselbe wie vorher. Das heißt, wir drehen lediglich die Vorzeichen um. Aber, warum lesen wir eigentlich so gerne diese Geschichten? Warum lesen wir „Die Vermessung der Welt“? Warum befassen wir uns mit Humboldt? Um ein kritisches Verhältnis zum Kolonialismus zu entwickeln? Das mag das eine sein. Das andere ist, dass natürlich genau diese Themen an Faszination nicht verloren haben.

In „Verbrecher und Versager“ geht es unter anderem um die Völkerschauen. John Hagenbeck und Co. Ich wage zu behaupten, dass das Prinzip der Völkerschau, also des Vorführrens anderer Kulturen, heute kommerziell in ganz anderen Formen vorhanden ist. Und Sie finden es auch in der Literatur. Das ist sehr, sehr kompliziert. Und macht deutlich, dass diese Debatten um den „Negerkönig“ ja letzten Endes Feigenblätter sind. Das ist nicht der Punkt, um den es geht. Ich

hätte jetzt fast gesagt, das ist der Anfang meiner neuen Kolumne. Ich würde gerne eine Kolumne mit dem Titel „Ablass für alle“ (LACHT) schreiben. (LACHEN IM SAAL) In Anlehnung an Rainald Goetz. Das ist die Zeit, in der wir leben. Wir kämpfen darum, ein reines Gewissen zu haben, aber vorwiegend auf der sprachlichen Ebene. Tatsache ist aber, dass wir so leicht nicht davon kommen werden.

GARDT: Meine allerletzte Frage: Wenn Sie sich ein Wörterbuch so zimmern könnten, wie Sie es wollten (HOPPE LACHT), wie müsste das aussehen? Und sei es nur ein Aspekt, den Sie gern hätten. Haben Sie sich einmal gefragt, warum behandeln die eigentlich nicht in einem Wörterbuch die Sache so und so? Warum wird nicht mal ein Wörterbuch zu dem und dem Thema gemacht? Warum ärgere ich mich jedes Mal, wenn ich ein Wörterbuch aufschlage, darüber, dass ...? Gibt es da etwas? Es ist Ihre Chance! Hier sind die Lexikographen und Lexikographinnen, die hören Ihnen zu und es wird direkt in ihr Arbeiten einfließen.

HOPPE: Das ist ja wie Weihnachten und Ostern an einem Tag. Aber mal ehrlich, was soll ich mir wünschen? Das klingt jetzt ganz unbedarf und das wird man dann eher gegen mich verwenden, wenn ich jetzt sage, mir hat in einem Wörterbuch eigentlich noch nie etwas gefehlt (LACHT). Daran sieht man natürlich, wie ich mit diesen Ressourcen umgehe. Ich glaube, das ist eher die Not der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die sich in Ihrer Frage spiegeln. Auch hier der Wunsch, etwas hinzukriegen, in dem nichts fehlt. Aber irgend etwas fehlt eben immer!

Ehrlich gesagt: Meine Hommage an die Wörter oder was ich den Wörtern raten würde ist: Versucht so lange wie möglich draußen zu bleiben! (GARDT LACHT) So lange ihr noch nicht im Wörterbuch (LACHT) seid, habt ihr noch eine Chance. (LACHEN IM SAAL) Ich meine, man darf ja auch das nicht unterschätzen, worüber wir bis eben mit großer Ernsthaftigkeit gesprochen haben. Zum Thema Kolonialismus und so weiter gehört natürlich auch die ganze Lexikographie. Unser Wunsch, die Dinge in Werken zu ordnen, ist der Ausdruck unseres Wunsches nach Weltbeherrschung. Die Vorstellung eines perfekten Wörterbuches.

Da kommen uns die modernen Medien entgegen. Ein Riesenvorteil, dass wir aufstocken können, dass wir wie in WIKI permanent auffüllen können. Das Montagswörterbuch ist eben nicht das Dienstagswörterbuch. Und das Mittwochswörterbuch ist wieder ein bisschen dicker. Und so wachsen die Dinge. Aber, wenn ich das abschließend sagen darf: Sie als Zuständige werden damit das Grundproblem natürlich nicht lösen. Egal wie gut organisiert Sie dem Tohuwabohu im Babylonischen Netz entgegentreten – Sie sind auf die Souveränität der potentiellen Benutzerinnen und Benutzer angewiesen. Auf die Haltung dessen, der nutzt, was Sie uns darreichen, anbieten und schenken.

Und das betrifft übrigens auch die Literatur. Das, wonach ich mich sehne, ist ein souveräner Nutzer, eine selbstbestimmte Nutzerin. Jemand, der sagt: „Ich gehe damit auf meine eigene Weise um. Das kann einem das Buch nicht abneh-

men. Auch wenn das heute fast unsere Fähigkeiten übersteigt, weil einfach zu viel von allem da ist. Wahrscheinlich gibt es auch zu viele Wörterbücher (LACHEN IM SAAL).

GARDT: Frau Hoppe, das war ein wunderbares Gespräch. Herzlichen Dank.